

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Prosa

Bertolt
Brecht

Suhrkamp  quarto

Prosa

Brecht, Bertolt
Prosa

© Suhrkamp Verlag
Quarto
978-3-518-42150-5

SV

Bertolt Brecht

Prosa

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2013

© Brecht-Erben und Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42150-5

Inhalt

Dreigroschenroman	7
Romanfragmente	349
Der Tuiroman	351
Die Geschäfte des Herrn Julius Cäsar	491
Romanentwürfe	697
Das Buch Gasgarott	699
Die Rothaut	707
Flucht Karls des Kühnen nach der Schlacht bei Murten	709
Das Renommee. Ein Boxerroman	718
Tatsachenreihe	734
Sammlungen und Dialoge	745
Proletarische Anekdoten aus dem Lesebuch für Städtebewohner	747
Geschichten vom Herrn Keuner	749
Buch der Wendungen	778
Flüchtlingsgespräche	918
Mies und Meck	1031
Kalendergeschichten	1038
Geschichten, Filmgeschichten, Drehbücher 1913-1956	1141
Nachweise	1743
Detailliertes Inhaltsverzeichnis	1745

Dreigroschenroman

*Dem Roman liegt das Theaterstück »Die Dreigroschenoper«
und John Gays »Beggars Opera« zugrunde.*

DIE BLEIBE

Und er nahm, was sie gaben, denn hart ist die Not
 Doch er sprach (denn er war kein Tor):
 »Warum gebt Ihr mir Obdach? Warum gebt Ihr mir Brot?
 Weh! Was habt Ihr mit mir vor?!«
 (Aus »Herrn Aigihns Untergang«. Alte irische Ballade)

Ein Soldat namens George Fewkoombey wurde im Burenkrieg ins Bein geschossen, so daß ihm in einem Hospital in Kaptown der Unterschenkel amputiert werden mußte. Er kehrte nach London zurück und bekam 75 Pfund ausbezahlt, dafür unterzeichnete er ein Papier, worauf stand, daß er keinerlei Ansprüche mehr an den Staat habe. Die 75 Pfund steckte er in eine kleine Kneipe in Newgate, die in letzter Zeit, wie er sich aus den Büchern, kleinen, mit Bleistift geführten, bierfleckigen Kladden, überzeugen konnte, ihre reichlich 40 Schilling abwarf.

Als er in das winzige Hinterzimmer eingezogen war und den Schankbetrieb zusammen mit einem alten Weib ein paar Wochen geführt hatte, wußte er, daß sein Bein sich nicht besonders rentiert hatte: die Einnahmen blieben erheblich unter 40 Schillingen, obgleich es der Soldat an Höflichkeit seinen Gästen gegenüber nicht fehlen ließ. Er erfuhr, daß die letzte Zeit durch im Viertel gebaut worden war, so daß die Maurer für Betrieb in der Kneipe gesorgt hatten. Der Bau war aber jetzt fertig und damit war es mit der vielen Kundschaft aus. Der neue Käufer hätte das, wie man ihm sagte, aus den Büchern leicht erkennen können, da die Einnahmen an den Wochentagen entgegen allen Erfahrungen des Gastwirtsgewerbes höher gewesen waren als an den Feiertagen; jedoch war der Mann bisher nur Gast solcher Lokale gewesen und nicht Wirt. Er konnte das Lokal knapp vier Monate halten, umso mehr, als er zuviel Zeit damit verschwendete, den Wohnort des früheren Besitzers ausfindig zu machen, und lag dann mittellos auf der Straße.

Eine Zeitlang fand er Unterkunft bei einer jungen Kriegerfrau, deren Kindern er, während sie ihren kleinen Laden versorgte, vom Kriege er-

zählte. Dann schrieb ihr Mann, er komme auf Urlaub, und sie wollte den Soldaten, mit dem sie inzwischen, wie das in engen Wohnungen eben geht, geschlafen hatte, möglichst rasch aus der Wohnung haben. Er verträdelte noch ein paar Tage, mußte dennoch heraus, besuchte sie noch einige Male, als der Mann schon zurück war, bekam auch etwas zu essen vorgesetzt, kam aber doch immer mehr herunter und versank in dem endlosen Zug der Elenden, die der Hunger Tag und Nacht durch die Straßen der Hauptstadt der Welt spült.

Eines Morgens stand er auf einer der Themsebrücken. Er hatte seit zwei Tagen nichts Richtiges gegessen, denn die Leute, an die er sich in seiner alten Soldatenmontur in den Kneipen herangemacht hatte, bezahlten ihm wohl einige Getränke, aber kein Essen. Ohne die Montur hätten sie ihm auch keine Getränke bezahlt, er hatte sie deshalb eigens angezogen gehabt.

Jetzt ging er wieder in seinen Zivilkleidern, die er als Wirt getragen hatte. Denn er hatte vor zu betteln und schämte sich. Er schämte sich nicht, daß er eine Kugel ins Bein bekommen und eine unrentable Wirtschaft gekauft hatte, sondern daß er darauf angewiesen war, wildfremden Leuten Geld abzuverlangen. Seiner Meinung nach schuldete keiner keinem etwas.

Das Betteln wurde ihm schwer. Das war der Beruf für diejenigen, die nichts gelernt hatten; nur wollte auch dieser Beruf anscheinend gelernt sein. Er sprach mehrere Leute hintereinander an, aber mit einem hochmütigen Gesichtsausdruck und besorgt, sich den Angesprochenen nicht in den Weg zu stellen, damit sie sich nicht belästigt fühlen sollten. Auch wählte er verhältnismäßig lange Sätze, die erst zu Ende kamen, wenn die Angeredeten schon vorüber waren; auch hielt er die Hand nicht hin. So hatte, als er sich schon an die fünf Mal gedemütigt hatte, wohl kaum einer gemerkt, daß er angebettelt worden war.

Wohl aber hatte es jemand anderes gemerkt; denn plötzlich hörte er von hinten eine heisere Stimme sagen: »Wirst du dich wohl hier wegschwingen, du Hund!« Schuldbewußt wie er war, sah er sich gar nicht um. Er ging einfach weiter, die Schultern eingezogen. Erst nach einigen Hundert Schritten wagte er sich umzublicken und sah zwei zerlumpfte Straßenbettler niederster Sorte beieinander stehen und ihm nachschauen. Sie folgten ihm auch, als er forthinkte.

Erst einige Straßen weiter sah er sie nicht mehr hinter sich.

Am nächsten Tage, als er in der Gegend der Docks herumlungerte, immer noch ab und zu Personen der niederen Klasse durch seine Versuche,

sie anzusprechen, in Erstaunen versetzend, wurde er plötzlich in den Rücken geschlagen. Gleichzeitig steckte ihm der Schläger etwas in die Tasche. Er sah niemand mehr, als er sich umblickte, aber aus der Tasche zog er eine steife Karte, vielfach eingebogen und unsäglich verdreht, auf der eine Firma gedruckt stand: J. J. Peachum, Old Oakstraße 7, und darunter, mit Bleistift geschmiert: »Wenn dir deine Knochen was Wehrt sinn, dann adresse wie obig!« Es war zweimal unterstrichen.

Langsam ging es Fewkoombey auf, daß die Überfälle mit seiner Bettelei zusammenhängen müßten. Er verspürte jedoch keine besondere Lust, in die Old Oakstraße zu gehen.

Nachmittags, vor einer Stehbierhalle, wurde er von einem Bettler angesprochen, den er als einen der zwei vom vorigen Tage erkannte. Er schien heute verträglicher. Er war noch ein junger Mann und sah nicht eigentlich schlimm aus. Er faßte Fewkoombey am Rockärmel und zog ihn mit sich.

»Du verdammter Dreckhund«, begann er mit freundlicher Stimme und ganz ruhig, »zeig deine Nummer!«

»Was für eine Nummer?« fragte der Soldat.

Neben ihm herschlendernd, weiter freundlich, aber ihn keinen Augenblick loslassend, erklärte ihm der junge Mann in der Sprache dieser Schichten, daß sein neues Gewerbe ebenso geordnet sei wie jedes andere, vielleicht noch besser; daß er sich nämlich in keiner wilden, von zivilisierten Menschen verlassenen Gegend befinde, sondern in einer großen und geordneten Stadt, der Hauptstadt der Welt. Für die Ausübung seines neuen Handwerks brauche er also eine Nummer, eine Art Erlaubnismarke, die er da und da bekommen könne – nicht umsonst, es gab da eine Gesellschaft mit dem Sitz in der Old Oakstraße, der er rechtmäßig angehören müsse.

Fewkoombey hörte, ohne eine einzige Frage zu stellen, zu. Dann erwiderte er, ebenso freundlich – sie gingen durch eine menschenreiche Straße –, er freue sich, daß es eine solche Gesellschaft gebe, genau wie bei den Maurern und den Friseuren, er zöge aber für seinen Teil vor, zu tun was ihm beliebe, da ihm in seinem Leben schon eher zuviel Vorschriften gemacht worden seien als zu wenige, was sein Holzbein beweise.

Damit reichte er seinem Begleiter, der ihm mit einer Miene zugehört hatte, als höre er eine ihn außerordentlich interessierende Ausführung eines erfahrenen Mannes, der er nur nicht ganz beistimmen könne, die Hand zum Abschied, und der schlug ihm lachend wie einem alten Bekannten

auf die Schulter und ging über die Straße. Fewkoombey gefiel sein Lachen nicht.

In den nächsten Tagen ging es ihm immer schlechter.

Es stellte sich heraus, daß man, um einigermaßen regelmäßig Almosen zu bekommen, an einer bestimmten Stelle sitzen mußte (und da gab es dann noch gute und schlechte), und das konnte er nicht. Er wurde immer vertrieben. Er wußte nicht, wie es die andern machten. Irgendwie sahen sie alle elender aus als er. Ihre Kleider waren richtige Lumpen, durch die man die Knochen sehen konnte (später erfuhr er, daß in gewissen Kreisen ein Anzug ohne solche Einblicke auf Fleischpartien als ein Auslagefenster galt, das mit Papier verklebt ist). Auch ihr körperliches Aussehen war schlimmer; sie hatten mehr und ärgere Gebrechen. Viele saßen ohne Unterlagen auf dem kalten Boden, so daß der Passant wirklich die Sicherheit hatte, daß sich der Mensch eine Krankheit holen mußte. Fewkoombey hätte sich gern auf den kalten Boden gesetzt, wenn es ihm nur erlaubt worden wäre. Der entsetzliche und erbarmungswürdige Sitz war aber anscheinend nicht Allgemeingut. Polizisten und Bettler störten ihn immerfort auf.

Durch das, was er durchmachte, holte er sich eine Erkältung, die sich auf die Brust schlug, so daß er mit Stichen in der Brust in hohem Fieber herumlief.

Eines Abends begegnete er wieder dem jungen Bettler, der ihm sogleich folgte. Zwei Straßen weiter hatte sich diesem noch ein anderer Bettler zugesellt. Er fing an zu laufen, sie liefen auch.

Er bog in einige kleinere Gassen ein, um sie los zu werden. Er meinte schon, dies sei ihm gelungen, da standen sie bei einer Straßenecke plötzlich vor ihm, und bevor er sie noch genauer sah, schlugen sie mit Stöcken nach ihm. Einer warf sich sogar auf das Pflaster und zog ihn an seinem Holzbein, so daß er hinterrücks auf den Hinterkopf fiel. In diesem Augenblick ließen sie aber von ihm ab und liefen weg; um die Ecke war ein Schutzmann gekommen.

Fewkoombey glaubte schon, der Schutzmann könnte ihn hochnehmen, da rollte aus einer Häusernische unmittelbar neben ihm auf einem kleinen Karren ein dritter Bettler hervor und deutete aufgeregt auf die Entlaufenden, wobei er mit gurgelnder Stimme etwas dem Schutzmann zu erklären suchte. Als Fewkoombey, von dem Schutzmann hochgerissen und mit einem Tritt vorwärtsgestoßen, weitertrabte, blieb der Bettler dicht hinter ihm, mit beiden Armen seinen eisernen Karren rudierend.

Ihm schienen die Beine zu fehlen.

An einer weiteren Straßenecke griff der Beinlose Fewkooombey an die Hose. Sie befanden sich im schmutzigsten Viertel, die Gassen waren nicht breiter als eine Mannslänge, neben ihnen gähnte ein niedriger Durchgang in einen dunklen Hof. »Hier herein!« befahl der Krüppel gurgelnd. Da er zugleich mit seinem Gefährt, das einen stählernen Hebel an der Seite hatte, an Fewkooombeys Schienbein fuhr und dieser vom Hungern geschwächt war, brachte er ihn wirklich in den kaum drei Meter im Geviert messenden Hof. Und bevor der Überraschte um sich blicken konnte, kletterte der Krüppel, ein älterer Mensch mit riesiger Kinnlade, affenartig aus seinem Karren, besaß plötzlich wieder seine beiden gesunden Beine und stürzte sich auf ihn.

Er überragte Fewkooombey um gut eine Haupteslänge und seine Arme waren wie die eines Orang Utans.

»Jacke aus!« rief er. »Zeige in offenem, ehrlichem Kampf, ob du fähiger bist als ich, eine sich gut rentierende Stellung zu besitzen, die wir beide erstreben. ›Freie Bahn dem Tüchtigen!‹ und ›Wehe dem Besiegten!‹ ist mein Wahlspruch. Auf diese Art ist der ganzen Menschheit gedient, denn nur die Tüchtigen kommen so in die Höhe und in den Besitz des Schönen auf Erden. Wende aber keine unfairen Mittel an, schlage nicht unter den Gürtel und ins Genick und laß die Knie aus dem Spiel! Der Kampf muß, soll er Geltung haben, nach den Regeln des Britischen Faustkämpferverbandes ausgefochten werden!«

Der Kampf war kurz. Seelisch und körperlich zerbrochen schlich Fewkooombey hinter dem Alten her.

Von der Old Oakstraße war nicht mehr die Rede.

Eine Woche lang blieb er unter der Fuchtel des Alten, der ihn an einer bestimmten Ecke aufstellte, übrigens wieder in Soldatenuniform, und der ihn auch, wenn abends abgerechnet worden war, abfütterte.

Seine Einnahmen blieben immer unter einer sehr niederen Grenze. Er mußte sie an den Alten abliefern, wußte also oft nicht einmal, ob die paar Groschen die Bratheringe und die Tasse Schnaps niederster Sorte deckten, die seine Hauptmahlzeit bildeten. Der Alte, dessen Gebrechen schlimmer schien und in Wirklichkeit überhaupt nicht vorhanden war, hatte einen ganz anderen Zulauf als er.

Mit der Zeit kam der Soldat zu der Überzeugung, daß sein Chef nur den Platz auf der Brücke, sich selber gegenüber, besetzt haben wollte. Die

Haupteinnahmequelle waren die Leute, die regelmäßig an der Stelle vorbeikamen, jeden Vormittag oder, wenn sie ins Geschäft gingen am Morgen und abends, wenn sie heimgingen. Sie gaben nur einmal und sie benutzten zwar im allgemeinen immer dieselbe Straßenseite, aber manchmal nach längeren Zeitläufen wechselten sie doch. Vollständig konnte man sich auf sie keinesfalls verlassen.

Fewkooombey fühlte, diese Stellung war ein Fortschritt, aber sie war noch nicht das Richtige.

Nach Ablauf der Woche bekam der Alte anscheinend seinetwegen Anstände bei der geheimnisvollen Gesellschaft in der Old Oakstraße. Drei, vier Bettler überfielen die beiden, als sie frühmorgens eben ihren Unterschlupf in einem Schiffsschuppen verlassen wollten und schleppten sie mehrere Straßen lang in ein Haus mit einem kleinen, unsäglich verdreckten Laden, auf dessen Schild »Instrumente« stand.

Hinter einem wurmstichigen Ladentisch standen zwei Männer. Der eine, klein und dürr, von gemeinem Gesichtsausdruck, mit einer ehemals schwarzen Hose und einer ebensolchen Weste bekleidet, stand in Hemdsärmeln und einen zerbeulten Hut auf dem Hinterkopf, die Hände in den Hosentaschen, am Schaufenster und blickte in den trüben Morgen hinaus. Er wandte sich nicht um und gab kein Zeichen von Interesse von sich. Der andere war dick und krebsrot im Gesicht und sah womöglich noch gemeiner aus.

»Guten Morgen, Herr Smithy«, begrüßte er den Alten, höhnisch, wie es schien, und ging ihm voraus durch eine blechbeschlagene Tür ins Nebenzimmer. Der Alte blickte unsicher um sich, bevor er ihm zusammen mit den Männern, die ihn geholt hatten, folgte. Sein Gesicht war grau geworden.

Fewkooombey blieb, wie übersehen, in dem kleinen Ladenraum stehen. An der Wand hingen ein paar Musikinstrumente, alte, zerbeulte Trompeten, Geigen ohne Saiten, einige zerschrammte Drehorgelkästen. Das Geschäft schien nicht sehr gut zu gehen, die Instrumente waren von dickem Staub bedeckt.

Fewkooombey sollte noch erfahren, daß die sieben oder acht Musikklammotten keine besondere Rolle in dem Geschäft spielten, in das er getreten war. Auch die schmale, nur zweifenstrige Front des Hauses deutete höchst unvollkommen den Umfang der von ihr vertretenen Baulichkeiten an. Auch der Ladentisch mit der wackligen Kassenschublade bekannte nicht Farbe.

In dem alten Fachbau, der drei ganz geräumige Häuser mit zwei Höfen umfaßte, waren eine Schneiderei mit einem halben Dutzend Mädchen und eine Schuhmacherwerkstatt mit nicht weniger Fachleuten erster Ordnung etabliert. Und vor allem gab es irgendwo hier eine Kartothek, in der gut 6000 Namen geführt wurden, die Männern und Frauen gehörten, die alle die Ehre hatten, für dieses Haus zu arbeiten.

Der Soldat begriff noch keineswegs, wie dieser eigentümliche und anrühige Betrieb funktionieren mochte; dazu brauchte er noch wochenlang. Aber er war zu zermürbt, um nicht einzusehen, daß es ein Glück für ihn wäre, hier einzutreten, in eine große, geheimnisvolle und mächtige Organisation.

Herr Smithy, Fewkoombeys erster Brotgeber, kam an diesem Vormittag nicht mehr zum Vorschein, und Fewkoombey sah ihn später höchstens zwei oder drei Mal wieder und nur von fern.

Der Dicke rief nach einiger Zeit, die Blechtür einen Spalt weit öffnend, in den Laden herein:

»Hat echtes Holzbein.«

Der Kleine, der aber der Herr zu sein schien, ging auf Fewkoombey zu und hob ihm mit einem schnellen Griff die Hose hoch, um das Holzbein zu sehen. Dann ging er, die Hände wieder in den Hosentaschen, zu dem blinden Fenster zurück, sah hinaus und sagte leise:

»Was können Sie?«

»Nichts«, sagte der Soldat ebenso leise. »Ich bettle.«

»Das möchte jeder«, sagte der kleine Mann höhnisch und nicht einmal hersehend. »Sie haben ein Holzbein. Und weil Sie ein Holzbein haben, wollen Sie betteln? Ach! Aber Sie haben dieses Ihr Bein im Dienst des Vaterlandes verloren? Umso schlimmer! Das kann jedem passieren? Sicherlich! (Außer er ist Kriegsminister.) Da ist jeder auf den andern angewiesen, wenn das Bein weg ist? Unbestreitbar! Aber ebenso unbestreitbar, daß keiner gern etwas hergibt! Kriege, das sind Ausnahmefälle. Wenn ein Erdbeben stattfindet, dafür kann keiner was. Als ob man nicht das Schindluder kannte, das mit dem Patriotismus der Patrioten getrieben wird! Zuerst melden sie sich alle freiwillig und dann, wenn das Bein weg ist, will es keiner gewesen sein! Ganz abgesehen von den unzähligen Fällen, wo ein Bierkutscher, dem beim gewöhnlichen Gelderwerb, eben dem Bierfahren, das Bein abhanden kam, von der Schlacht bei Dingsda daherfaselt! Und noch etwas, die Hauptsache: darum gilt es doch als so verdienstvoll, für das Vaterland in den Krieg zu ziehen, darum

überhäuft man doch eben diese Braven so mit Ehren und Beifall, weil dann das Bein weg ist! Wenn nicht dieses kleine Risiko dabei wäre, also gut, dieses große Risiko, wozu dann die tiefe Dankbarkeit der ganzen Nation? Im Grunde sind Sie ein Antikriegsdemonstrant, leugnen Sie schon erst gar nicht! Sie wollen, indem Sie so herumstehen und sich gar keine Mühe geben, Ihren Stumpf zu verbergen, zum Ausdruck bringen: ach, was sind Kriege für furchtbare Dinge, man verliert sein Bein dabei! Schämen Sie sich, Herr! Kriege sind so notwendig, wie sie furchtbar sind. Soll uns alles weggenommen werden? Sollen auf dieser britischen Insel fremde Leute herumwirtschaften, Feinde? Wünschen Sie etwa, inmitten von Feinden zu leben? Sehen Sie, Sie wünschen es nicht! Kurz, Sie sollen nicht mit Ihrem Elend hausieren gehen, Mann. Sie haben das Zeug nicht dazu . . .«

Als er ausgesprochen hatte, ging er, ohne den Soldaten anzusehen, an ihm vorbei in das Kontor hinter der Blechtür. Aber der Dicke kam heraus und führte ihn, des Beines wegen, wie er sagte, durch einen Hof in einen zweiten Hof, wo er ihm einen Hundezwinger übergab.

In der Folge trieb sich der Soldat zu jeder Tages- und Nachtzeit auf dem einen Hofe herum und kontrollierte die Blindenhunde. Davon gab es eine ganze Anzahl; sie waren nicht nach der Eignung, blinde Leute zu führen, ausgesucht (es gab hier keine fünf solcher Bedauernswerten), sondern nach anderen Gesichtspunkten, nämlich danach, ob sie genug Mitleid hervorriefen, d. h. billig genug aussahen, was zum Teil allerdings auch von der Fütterung abhängt. Sie sahen sehr billig aus.

Wäre Fewkoombey von einem Volkszählungsbeamten gefragt worden, was für einen Beruf er ausübe, wäre er in Verlegenheit gewesen, ganz abgesehen von allen Bedenken, vielleicht der Polizei aufzufallen. Kaum hätte er sich einen Bettler genannt. Er war Angestellter in einem Unternehmen, das Utensilien für Straßenbettel verkaufte.

Es wurden keinerlei Versuche mehr angestellt, aus ihm einen einigermaßen leistungsfähigen Bettler zu machen. Die Fachleute hier hatten auf den ersten Blick erkannt, daß er es so weit niemals bringen würde. Er hatte Glück gehabt. Er besaß keine von den Eigenschaften, die einen Bettler ausmachen, aber er besaß, was nicht jeder hier von sich sagen konnte, ein echtes Holzbein und das genügte, ihm ein Engagement zu verschaffen.

Ab und zu wurde er in den Laden gerufen und mußte einem Beamten der nächsten Polizeistation sein Holzbein vorzeigen. Zu diesem Zweck hätte es gar nicht so echt zu sein brauchen, wie es leider war. Der Mann

sah kaum hin. Es war da fast immer zufällig Fräulein Polly Peachum, die Tochter des Chefs, im Laden, die mit Beamten umzugehen wußte.

Im großen und ganzen aber lebte der frühere Soldat das halbe Jahr, das ihm noch vergönnt war, unter den Hunden. Dann sollte er auf eine eigentümliche Art dieses spärlich gewordene Leben verlieren, einen Strick um den Hals, unter dem Beifall einer großen Volksmenge.

Der kleine Mann, den er am ersten Morgen seiner Anwesenheit in diesem interessanten Hause am Schaufenster hatte stehen sehen, war Herr Jonathan Jeremiah Peachum gewesen.

Erstes Buch

Liebe und Heirat der Polly Peachum

Einst glaubte ich, als ich noch unschuldig war
 – und das war ich einst grad so wie du –
 Vielleicht kommt auch zu mir einmal einer
 Und dann muß ich wissen, was ich tu.
 Und wenn er Geld hat
 Und wenn er nett ist
 Und sein Kragen ist auch werktags rein
 Und wenn er weiß, was sich bei einer Dame schickt
 Dann sage ich ihm »Nein«.
 Da behält man seinen Kopf oben
 Und man bleibt ganz allgemein.
 Sicher scheint der Mond die ganze Nacht
 Sicher wird das Boot am Ufer festgemacht
 Aber weiter kann nichts sein.
 Ja, da kann man sich doch nicht nur hinlegen!
 Ja, da muß man kalt und herzlos sein.
 Ja, da könnte so viel geschehen!
 Ach, da gib't überhaupt nur: Nein.

Der Erste, der kam, war ein Mann aus Kent
 Der war, wie ein Mann sein soll.
 Der Zweite hatte drei Schiffe im Hafen
 Und der Dritte war nach mir toll.
 Und als sie Geld hatten
 Und als sie nett waren
 Und ihr Kragen war auch werktags rein
 Und als sie wußten, was sich bei einer Dame schickt
 Da sagte ich ihnen: »Nein«.
 Da behielt ich meinen Kopf oben
 Und ich blieb ganz allgemein.
 Sicher schien der Mond die ganze Nacht
 Sicher war das Boot am Ufer festgemacht
 Aber weiter konnte nichts sein.
 Ja, da kann man sich doch nicht nur hinlegen!
 Ja, da muß ich kalt und herzlos sein.
 Ja, da könnte doch viel geschehen!
 Aber da gib't überhaupt nur: Nein.

Jedoch eines Tages, und der Tag war blau
 Kam einer, der mich nicht bat
 Und er hängte seinen Hut an den Nagel in meiner Kammer
 Und ich wußte nicht mehr, was ich tat.
 Und als er kein Geld hatte
 Und als er nicht nett war
 Und sein Kragen war auch am Sonntag nicht rein
 Und als er nicht wußte, was sich bei einer Dame schickt
 Zu ihm sagte ich nicht nein.
 Da behielt ich meinen Kopf nicht oben
 Und ich blieb nicht allgemein.
 Ach, es schien der Mond die ganze Nacht
 Und es ward das Boot am Ufer losgemacht
 Und es konnte gar nicht anders sein!
 Ja, da muß man sich doch einfach hinlegen!
 Ja, da kann man doch nicht kalt und herzlos sein.
 Ach, da mußte so viel geschehen!
 Ja, da gab's überhaupt kein Nein.

(Lied der Polly Peachum)

I

BETTLERS FREUND

Um der zunehmenden Verhärtung der Menschen zu begegnen, hatte der Geschäftsmann J. J. Peachum einen Laden eröffnet, in dem die Elendsten der Elenden sich jenes Aussehen erwerben konnten, das zu den immer verstockteren Herzen sprach.

Zuerst nur mit dem Verkauf gebrauchter Musikinstrumente beschäftigt, die von Bettlern und Hofsängern gekauft oder entliehen wurden, dann sich auch als Armenpfleger des Sprengels betätigend, da die Einnahmen nicht ausreichten, hatte er Gelegenheit gehabt, die Lage der Ärmsten zu studieren. Die Verwendung seiner Instrumente durch die Bettler war das erste, was ihm zu denken gegeben hatte.

Man weiß, daß die Menschen diese Instrumente benutzen, um die Herzen zu rühren, was ja nicht ganz leicht ist. Je besser situiert jemand ist, desto schwerer wird es ihm für gewöhnlich, Rührung zu empfinden. Er ist bereit, die höchsten Preise für Konzerte zu bezahlen, von denen er sich die so ersehnte seelische Bewegung verspricht. Aber auch der weniger gut

Gestellte hat immer einen Groschen übrig, um sein von den Existenzkämpfen verhärtetes Herz durch die eine oder andere kleine Melodie erschüttern zu lassen.

Immer wieder erlebte Jonathan Jeremiah Peachum jedoch, wie seine Kunden bei ihm mit der Miete für die alten Orgeln in Rückstand gerieten. Es gibt, wie gesagt, einige wenige Dinge, die den Menschen unserer Zeit erschüttern, einige wenige, aber das Schlimme ist, daß sie, mehrmals angewendet, schon nicht mehr wirken, denn der Mensch hat die furchtbare Fähigkeit, sich gleichsam nach eigenem Belieben gefühllos zu machen, wenn er die für ihn schädlichen Folgen seiner Gefühlseligkeit entdeckt. So kam es zum Beispiel, daß ein Mann, der einen andern Mann mit einem Armstumpf an der Straßenecke stehen sah, ihm wohl in seinem ersten Schrecken das erste Mal ein Zweipencestück zu geben bereit war, aber das zweite Mal nur mehr einen halben Penny, und sah er ihn das dritte Mal, übergab er ihn womöglich kaltblütig der Polizei.

Peachum hatte ganz klein angefangen.

Er unterstützte eine Zeitlang einige wenige Bettler mit seinem Rat, Einarmige, Blinde, sehr alt Aussehende. Er suchte ihnen Arbeitsplätze aus, Orte, wo gegeben wurde; denn es wurde nicht überall gegeben und nicht zu jeder Zeit. Besser als Musik zu machen war es zum Beispiel im Juni, in Anlagen nachts Paare auf Bänken aufzustöbern, sie zahlten bereitwilliger.

Den Bettlern, die sich Peachum anvertrauten, gelang es bald besser, Einnahmen zu erzielen. Sie willigten ein, ihm für seine Mühe etwas von ihrem Verdienst abzulassen.

Er setzte seine Studien, sicherer gemacht, fort.

Verhältnismäßig bald erkannte er, daß das elende Aussehen, welches von der Natur hervorgebracht wurde, weit weniger wirkte, als ein durch einige Kunstgriffe berichtigtes Aussehen. Jene Leute, die nur einen Arm hatten, besaßen nicht immer auch die Gabe, unglücklich zu wirken. Andererseits fehlte den Begabteren oft der Stumpf. Hier mußte man eingreifen.

Peachum stellte einige künstliche Mißbildungen her, offenkundig zerquetschte Gliedmaßen zum Beispiel, das heißt Arme und Beine, denen man die Anwendung von Gewalt deutlich ansah. Dies hatte verblüffenden Erfolg.

Nach kurzer Zeit konnte er ein kleines Atelier für die Fabrikation solcher Gliedmaßen einrichten.

Bestimmte Ladeninhaber, vor allem Delikatessenhändler und Inhaber